

des Patienten.“ Wenn Rivalität und Konkurrenzdenken die Oberhand bekommen, leidet der Patient, denn er hat an erster Stelle die Folgen einer möglichen Obstruktion zu ertragen.

Was Bruder im geschlossenen Bereich der Alterspsychiatrie deutlich macht, gilt im Prinzip auch für andere Vernetzungen. Im Rahmen einer Gemeinde, in regionalen Arbeitsgemeinschaften, bei den Sozialinstitutionen eines Landes kann keine regieführende Instanz daran vorbeisehen, daß Koordination der Dienste und Kooperation der Handelnden nicht nur die Rationalität in der Fürsorge, sondern auch die Menschenwürde sichern können.

Teamarbeit von Personen erfordert immer ein klares Bewußtsein der Bedeutung des eigenen Berufs, seiner Möglichkeiten und Grenzen. Nötig ist die klare Definition eigener Aufgaben und eine schrittweise Zielvorgabe im Prozeß der Hilfe. An jeder Stelle muß aber auch die Kompetenz der anderen im Vernetzungsbereich bekannt sein. Darum muß sich anschließen die notwendige Information an solche Mitarbeiter. Bei der Teamarbeit darf niemand dispensiert werden von der regelmäßigen Evaluation im bestimmten Abschnitt der Hilfeleistung.

So bringen Vernetzungen auf allen Gebieten der sozialmedizinischen Intervention Konsequenzen mit sich, die bedacht werden müssen. Je weiter das Netz der offenen und stationären Hilfen, desto mehr artikulieren sich auch die im-

manenten Widersprüche im System. Dem wachsenden Autonomiebewußtsein des heutigen Menschen stehen ebenso intensive Zwänge entgegen. Exemplarisch ist etwa der häufig beobachtete Widerstreit zwischen stationären und offenen Hilfen; der Datenschutz, der Risikofällen im Weg steht; der „Allzuständigkeitswahn“ nicht nur von behördlichen Trägern; das Prestigebewußtsein mancher Berufsgruppen (z. B. Ärzte); die verständliche Neigung Verantwortlicher, ein gut ausgebauten Netz allein schon für ein funktionsfähiges Hilfsangebot zu halten und zu propagieren.

An der Universität Dortmund ging am 28. September 1991 eine Fachtagung der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie (DGG), der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie (DGGG) und der Forschungsgesellschaft für Gerontologie (in Dortmund) zu Ende. Wie üblich handelte es sich um Präsentationen von Berichten und Problemstellungen der einzelnen Sektionen: Klinische Geriatrie und Altenhilfe-Altenarbeit (DGG) und medizinische und soziale Betreuung (DGGG). Die Mitgliederversammlung sollte den längst fälligen Zusammenschluß beider auch in ihren Organen ähnlich zusammengesetzten Gesellschaften beschließen. Es kam nicht dazu. Die Prestigevorgabe eines einzigen Berufsstands hat offenbar die Neugründung einer gemeinsamen Gesellschaft verhindert.

Martha Krause-Lang

Luise Hensel (1798–1876) – Einmaligkeit und Spiegel ihrer Zeit

Zu einer neuen Biographie

Historische Schemata, zumal wenn sie solche Mentalitäten und Frömmigkeitsrichtungen beschreiben, denen gegenüber wir in einem Ablösungsprozeß stehen, mögen noch so differenziert sein – vor dem persönlich Einmaligen sind sie immer inadäquat und letztlich klischeehaft. Und dennoch ist die historische Einbettung in das Zeittypische, mitsamt dem uns kaum mehr Nachvollziehbaren, nicht etwas Äußerliches, Trennbares. Es ist vielmehr die Leiblichkeit der persönlichen Einmaligkeit.

Dies gilt sicher für die Lebensgeschichte der Konvertitin und Dichterin Luise Hensel, vorgestellt von dem Freiburger Historiker Oskar Köhler¹. Am meisten bekannt durch das Abendlied „Müde bin ich, geh' zur Ruh“², wurde Luise Hensel immer wieder von den verschiedensten Seiten „vereinnahmt“. Katholische Autoren wie Franz Binder ließen beflissentlich alles weg, was angetan war, Zweifel zu wecken, daß sie nach ihrer Konversion ihren „religiösen Frieden“ gefunden habe – und wurden damit der Abgrün-

digkeit ihres Lebens und Schicksals nicht gerecht. Andere, die viel stärker die Brüche in ihrem Leben akzentuierten, neigten dazu, pathologische Diagnosen aufzustellen, welche doch höchstens eine Seite dieser Gestalt in den Blick bekamen.

Zweifellos: einen inneren „Frieden“ im Sinn eines klar umrissenen, stimmigen und innerlich bejahten konkreten Lebenswegs, der ihr das Glück bedeutet hätte, hat diese Frau seit ihrer Konversion 1818 nicht gefunden. Das Bild, das Köhler von dieser Frau zeigt, ist das einer „Aussteigerin“ ganz eigener Art (15), gleichsam von Natur zur „alleinstehenden Frau“ bestimmt (16), deren Leben jedoch „allen einfachen Deutungen widerstrebt“ (122). Nie einen festen Beruf ausübend, abgesehen von den fünf Jahren als Lehrerin in Aachen von 1827 bis 1832, gleichsam schicksalhaft zu Rastlosigkeit und ständigem Unerfülltsein verurteilt, trug sie sich nach ihrem 1820 abgelegten Jungfräulichkeitsgelübde ständig mit Klostergedanken, war auch selber an anderen Gründungen beteiligt – und doch paßte sie im Grund ebensowenig ins Kloster wie sie als Ehefrau oder Mutter berufen war (78, 83), wozu letzteres besonders in ihrem Scheitern bei der Erziehung ihres Neffen und Pflegesohns Rudolf Rochs klar hervortritt (68 f.). Was verbirgt sich hinter dieser Unruhe? Köhler wählt hier den Vergleich mit der „Wanderlust jener Mönche, denen Benedikt von Nursia die ‚stabilitas loci‘ entgegengesetzt hat“ (75). Und tatsächlich ist der Vergleich wohl deshalb nicht abwegig, weil hinter diesen „Wandermönchen“ mehr als bohemehafte Unrast steckt, nämlich etwas von der urchristlichen „peregrinatio“, der Fremdlingsexistenz in dieser Welt.

Der Autor sieht das letzte Geheimnis dieser Gestalt und ihres Lebens im innersten Kern als Frömmigkeitsgeschichte, Gottesgeschichte (17). Wenn auf sie sicher das romantische „Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück“ zutrifft, so ist doch für sie „dieses ‚dort‘ zu benennen: Es ist Jesus von Nazareth, der als ‚einziger Geliebter‘ gefeierte, der aber nicht ‚hier‘ ist“ (83) – was der Autor sicher im Blick auf Lk 24, 6 treffend bemerkt. Tief symbolhaft ist hier ihr surrealistischer Traum, bei dem sie auf einen Berg steigt, im Blick hoch oben zum Himmel gewendete

Sonnenblumen, an einer Bauersfrau mit einem Kind vorbei – aber als sie oben ist, sind die Blumenstauden in die Wolken hinausgewachsen: Sie kann sie nicht greifen, aber auch nicht die kleinen zur Erde geneigten Kelchblumen, die die Bauersfrau unten ihr reichen will, weil sie dafür wieder zu hoch steht (59). Sie kann nicht mehr „rückwärts“ noch auch „vorwärts“ (60).

Indem Oskar Köhler das Geheimnis dieser Person, letztlich ihre unableitbare Jesusliebe und Jesusbrautschaft (44, 52, 61 f.) stehenläßt, gelingt es ihm, einen Zugang zu ihrer „hell-dunklen“ Lebensgeschichte zu erschließen. Und sicher gibt es vieles in diesem Leben, was ambivalent, ja krankhaft ist. Ambivalent und durchaus tief erotisch geprägt ist ihr Verhältnis zu Clemens Brentano, dessen Bedeutung für ihre Konversion, ganz im Kontrast zu ihren eigenen späteren Zeugnissen und den Behauptungen mancher ihrer Biographen, gar nicht zu leugnen ist (43–47). Zum Pathologischen gehört ihr extremes Sündenbewußtsein und ihre Skrupelhaftigkeit. Und zu den unerfreulichsten Begleitumständen ihres Lebens zählt sicher der Umgang ihrer Beichtväter mit ihr. Nur vorübergehend hatte sie in Bernhard Hensing einen Seelenführer, der ihr klarzumachen suchte, der Vater habe den zurückgekehrten verlorenen Sohn nicht aufs Feld, sondern zum fröhlichen Gastmahl geschickt (56). Und auch der Einfluß des eine humanere Frömmigkeit ausstrahlenden blinden Münsteraner Philosophen B. Ch. Schlüter war leider im ganzen auf sie zu schwach (80, 105).

Ihre Frömmigkeit geht den gewissermaßen „zeittypischen“ Weg von einer „romantisch“ anmutenden und doch ganz persönlichen und keinem Schema folgenden Jesusliebe und Brautmystik (44) zu einer ausgesprochen eucharistisch-sakramentalen Spiritualität (62, 98 f.), aber auch zu einer ultramontanen Kirchlichkeit, für die zur Zeit des Ersten Vatikanums die päpstliche Unfehlbarkeit schlechthin die Garantie der Kirche ist. Es ist eine Kirchlichkeit, die mit der Haltung Schlüters kontrastiert, welcher 1871, unter der allgemeinen Polarisierung leidend, „bitteres Kraut“ wachsen sah, während Luise Hensel eine „Sichtung der Geister“ erlebte (105). Sicher gehört auch diese Seite zu ihr, ebenso wie ihr Konfessionalismus und ihr Bekehrungseifer. Man

möchte hier sagen: Außer den zeittypischen hat diese Fixierung persönliche Züge; denn die starke Fixierung auf Führung und Autorität gehört nun einmal zu dieser sehr eigenen und in gewisser Weise selbständigen Frau – und innere und äußere Autorität sind bei ihr, anders als Joseph Hubert Reinkens meinte (117), nun wohl einmal untrennbar. Hier stoßen wir – dies vom Rezensenten angemerkt – auf spirituelle Dimensionen ultramontaner Frömmigkeit, die wohl noch nicht ganz erforscht, geschweige theologisch aufgearbeitet sind. Aber wie wenig ihre Frömmigkeit wiederum einfach im Zeittypischen auf-

geht, enthüllt das Emmausgedicht 1869 am Abend ihres Lebens (108 f.): Ausdruck einer Geborgenheit in Jesus, die doch ständig heimatlos, suchend, auf dem Weg ist.

Das kleine Bändchen ist nicht schnell und leicht zu lesen. Aber es enthält vieles, was nachdenklich macht, ja zum Meditieren anregt.

Klaus Schatz SJ

¹ Köhler, Oskar: Müde bin ich, geh' zur Ruh'. Die hell-dunkle Lebensgeschichte Luise Hensels. Paderborn: Schöningh 1991. 132 S. Kart. 24,-.

Ausstellungen zur Geschichte der Jesuiten

Als Doppeljubiläum feierten die Jesuiten 1990 den 450. Jahrestag der kirchlichen Bestätigung ihres Ordens und 1991 den 500. Geburtstag des Ignatius von Loyola, des Gründers ihrer Gemeinschaft. Zu diesem Anlaß erschienen zahlreiche Bücher, die sich mit dem Jesuitenorden und seiner wechselvollen Geschichte beschäftigen. Eine Reihe von Ausstellungen vermittelten einen lebendigen Eindruck vom vielseitigen Wirken der Gesellschaft Jesu in Deutschland.

In München zeigten das Bayerische Hauptstaatsarchiv und die Oberdeutsche Jesuitenprovinz eine reiche, übersichtliche gegliederte Ausstellung über „die Jesuiten in Bayern“¹. Um den Besucher mit dem Orden bekannt zu machen, wurden im ersten Teil einleitend Ignatius von Loyola sowie der Aufbau und die Satzungen der Gesellschaft Jesu vorgestellt. Sie ließen Eigenart und Selbstverständnis der Jesuiten erkennen, deren Ausbildung und Lebensweise mit Bildern und Gegenständen des täglichen Lebens veranschaulicht wurde.

Nach Bayern kamen die Jesuiten durch Herzog Wilhelm IV., der für die theologische Fakultät der Landesuniversität Ingolstadt dringend katholische Professoren benötigte. Auf Bitten des Herzogs entsandte Ignatius 1549 Claudius Le Jay, Alfons Salmeron und Petrus Canisius nach Ingolstadt. Weil sich die versprochene Kolleggründung verzögerte, gingen die Jesuiten jedoch schon drei Jahre später nach Wien, von wo

sie erst 1556 auf Drängen Herzog Albrechts V. wieder nach Bayern zurückkehrten. Im selben Jahr errichtete Ignatius als erster Generaloberer des Ordens die Oberdeutsche Provinz. Mit ihrer Leitung betraute er Petrus Canisius, der zur treibenden Kraft der katholischen Reform und zum „zweiten Apostel Deutschlands“ wurde.

Briefe, Urkunden und persönliche Gebrauchsgegenstände des Petrus Canisius erinnern in der Ausstellung an die Ankunft der Jesuiten in Bayern und würdigten Leben und Werk des ersten Provinzials der Oberdeutschen Provinz, der den Grundstein für das Wirken der Gesellschaft Jesu in Süddeutschland legte. Landkarten veranschaulichten die stetige Ausbreitung des Ordens, der bis zu seiner Aufhebung in jeder größeren Stadt eine Niederlassung errichten konnte, die anhand von Bauplänen, Gemälden und Stiftungsurkunden vorgestellt wurden. Pachtverträge und Steuerbescheide der Kollegien in Ingolstadt und München machten deutlich, mit welchem finanziellen Aufwand diese Schulen errichtet und unterhalten wurden.

Mit Schwerpunkten apostolischer Tätigkeit der bayerischen Jesuiten beschäftigte sich der zweite, größere Teil der informativen Ausstellung. Dazu gehörten die Seelsorge, der Unterricht an Kollegien und die Lehrtätigkeit an den Universitäten Ingolstadt und Dillingen. Als Seelsorger bemühten sich die Jesuiten, durch Katechese und Predigt, Volksmissionen und Ex-